

*Aspekte  
einer  
geistigen  
Ehe*



Alexander Goldstein

Aspekte  
einer  
geistigen  
Ehe

Aus dem Russischen  
von Regine Kühn

Mit einem Nachwort  
von Ekaterina Vassilieva



Matthes & Seitz Berlin



# Traum

In Nachschlagewerken und Lexika stößt man immer häufiger auf den Begriff des Fayumporträts. Im Alten Ägypten waren das Porträtbilder von Toten, sie wurden auf eine Holztafel gemalt, die dann an der Stelle des Gesichts in die Mumienbinden eingesetzt wurden; der Wechsel von der traditionellen Totenmaske zum F. p. fand im griechisch-ägyptischen Umfeld unter römischem Einfluss statt. Den gleichen Quellen entnehme ich, dass es zwei Stilrichtungen gab, die sich in dieser Kunstgattung abzeichneten: Die eine beerbte die Antike, die andere folgte dem Geist Ägyptens, wo man grafische, frontale, flächige Darstellung, scharfe Konturen bevorzugte. Die zweite Richtung siegte letztlich. Für mich ist das F. p. die vorzüglichste Art künstlerischen Gestaltens. Ich träume davon, mich wenigstens in einigen der für die folgenden Seiten gezeichneten Bilder von Toten oder momentan noch Lebenden dem Atem des Fayum-Lichts anzunähern.

## Einer der wenigen

Die Dezemberdämmerung erwähnen, den Herrn im Seidenjackett in der Nähe des kleinen Teppichladens nicht vergessen. Höflich, wie unter reichen Sepharden üblich, unterweist er den Bruder, Kompanion oder Freund, ich mag ihre Ringe, die Goldkettchen, die Stiefel aus Krokodilleder, die Würde ihrer fließenden Bewegungen und Worte. Der aschkenasischen, über lange Zeit gereiften Familienpaare gedenken, die sich an der Fischtafel in einer Wirtschaft auf der Frishman Straße delectieren, wo die Bedienung, engagiert, den Stammgästen jeden Wunsch von den Augen abzulesen, gehalten ist, ganz wie die kleinen zärtlichen Mädchen zu Hause auszusehen, in Blüschen und Schürzchen, mit zarten Rundungen, zum Vergnügen vieler, die hinschauen. In eines der Reisebüros gehen, schwindelerregende Reiseziele, zu den Tuareg, den Azteken, den Hyperboreern. Kuriere flitzen vorüber, elegante Clerks eilen vorbei, noch unter den Engländern ansässig gewordene, in Tweed und Kaschmir gekleidete Greise und Greisinnen schleppen sich dahin, in den Strandhotels, Bars, Tanzsälen gedeiht der vagabundierende Nachwuchs der Fremdländer, europäischer Vogelgesang in dunklen Baumkronen, Duft von Kaffee, Gebackenem, Parfüm, Pfeifentabak, der Strandsand kühlt nach halbjähriger Glut ab, ausgestorben der Jachtklub, wunderschön in seiner Unruhe das kühle Meer. Der Platz, der mir versehentlich Unterschlupf gewährte, ist in Tel Aviv einer der wenigen, der sich noch nicht der Invasion der Dritten Welt ergeben hat, aber der Widerstand dieser Oasen wird nicht mehr lange währen.

## Jaffa, Behausung und Fotografie

Das Umfeld ist bürgerlich, ich selbst lebe prekär, was ich der Genauigkeit halber mitteile. Zu der von mir gemieteten Wohnung kam ich durch Zufall; zur Redaktion hinaufsteigend, stieß ich auf die leer stehenden sympathischen Zimmerchen, mit zwei Dritteln meines Einkommens zahle ich für das Bedürfnis, im bürgerlichen Zentrum der Hauptstadt zu leben, in unmittelbarer Nähe des salz- und magnesiumhaltigen Mittelmeerwassers. Die Wirtsleute wohnen auf demselben Treppenabsatz, zwei knauserige Echtsen aus Palästinas Mandatszeit. Ihm gehorchen die varikösen Beine nicht mehr, ganze Tage lang sitzt er im Rollstuhl vor dem Fernsehschirm, sie kann noch gehen, der jüdische Gott gab ihnen einen debilen Sohn, einen glotzügigen Dicken, der gelernt hatte, mit allem, was ihm in die Finger gerät, auf feste und klingende Oberflächen einzuschlagen, in der restlichen Zeit gellend zu schreien, – anfangs zuckte ich zusammen, dann gewöhnte ich mich, im Übrigen schaffen sie den erwachsenen Sohn oft in eine Heilanstalt. Eigene Möbel besitze ich nicht, an Dingen und Erscheinungen gehören mir neben Kleidung und Büchern ein Computer, ein winziger Fernseher, ein undichter elektrischer Wasserkocher. Das Fehlen von Hausrat bedrückt mich nicht, allerdings macht es mir manchmal Spaß, die Behausung zu schmücken, ich hefte überm Tisch, neben der Tür, am Kopfende der Liege oder anderswo eine Fotografie an – eine bedeutende Gestalt oder eine Landschaft, um sie anzuschauen, wie ich jetzt gerade eine dilettantische fotografische Abbildung von Jaffa anschau, dabei sind es bis zum wirklichen Jaffa am Ufer entlang vierzig Minuten, nicht mehr, wenn man an einem winterlichen, opalklaren Mittag oder an einem Vorabend im Frühling die rosa-gischtige Befestigungsanlage über der öligen Brandung betritt.

Im inkrustierten Halbmond, dem lichtüberfluteten Krummsäbel Jaffas – als solcher stellt sich die in Felssteinen funkelnde Krümmung

aus der Entfernung von zwei Kolonialmeilen dar –, trifft man die verschiedensten Leute: Fischer reparieren Netze, Kunsthandwerker bepinseln Leinwände, Liebhaber der levantinischen kleinasiatisch-balkanischen Küche essen Souvlaki, ich aber, den es zu den Frauen zieht, komme wegen der frischen lyrischen Stimmungen der arabischen Welt dorthin, und diese Welt ist männlich, denn im Osten ist nur den Männern vergönnt, duftige Poesie zu verströmen. Die Araber haben auch Frauen, ständig befruchtete, schwerfüßige gewaltige Weiber fürs Kindergebären, in fersenlangen Gewändern und weißen Kopftüchern, doch würden die Männer auch ohne sie auskommen, eigenmächtig, durch das Feuer ihrer Lenden und die ausragende Geduld ihres Charakters die Reproduktion bewältigen. Scharftaxierende Händler, am gewundenen Schlauch einer Shisha saugend, wendige Aladine, Haschischanbeter, in ihren Blicken entrückter Ingrimms, übergossen eine Schlange mit Scherbet. Einander zugewandt und umgänglich sind sie in der Enge ihrer Sippe, nur die Tradition, deren Söhne sie sind, öffnet mit knotigen Fingern das Zimmer der Jungfrauen, gebietet, sie als Dienerinnen für Hummus, Reis und Oliven, zur Einverleibung des Samens ihres Herrn ins Haus zu nehmen. Ein Philosoph machte in Paris lange Abende Jagd auf Jungs, niemand außer den bettelarmen jungen Männern aus dem Maghreb war, sogar gegen Geld, bereit, die hängende Rute des dicklichen Männerliebhabers zu wichsen, – als ich das las, erkaltete ich gegenüber der von ihm entwickelten Philosophie. Ich schließe jedoch nicht aus, dass das Herumtreiben in der Kälte und die Weigerung anderer Nationen, seine welke Wollust zu befriedigen, hier eingeflochten wurden, um das Tagebuch zu dramatisieren und letztlich Mitgefühl zu wecken, er hatte es aber speziell auf die Araber abgesehen, weil ihn zum Beispiel ihr Geruch lockte. Ich habe zwar nicht direkt an ihnen geschnuppert, wahrscheinlich weil ich mich etwas ekelte (ich ekle mich schnell, wovon bei passender Gelegenheit später die Rede sein wird), aber man weiß ja sehr gut, dass sie natural riechen, unverfälscht sie selbst – eine Seltenheit in den heutigen, jeden üblen

Geruch austreibenden Zeiten. Es gefällt ihnen, sich mit Parfüm zu besprengen, sich mit Toilettenwässern zu netzen, sie sind die direkten Nachkommen der alten, in Palast und Serail sich ballenden Wohlgerüche, sie stolzieren am liebsten in einer Parfümwolke umher, aber sie brauchen das schwüle Ornament der Künstlichkeit zur Verstärkung der natürlichen, von der Leistengegend, den Achselhöhlen, der Brust ausströmenden Aromen; so unterstreichen Papierblumen auf einem geschnitzten chinesischen Tischchen im Schlafzimmer den Reiz eines echten Blumenstraußes. Araber riechen stolz nach sich selbst, die Juden haben ihren Geruch schon verloren, im Unterschied zu ihren olivfarbenen Nachbarn schämen sie sich ihres früher kräftigen Schweißes und träumen davon, den übrigen, in Sterilität versinkenden Völkern gleich zu werden.

In den Reservaten des schwarzen Obskurantismus jedoch bleiben Juden noch Juden. Die leicht muffig riechenden Familienwaben in Bnei Brak, das Reservat Mea Shearim, wo in einigen laut widerhallenden Brunnen eine extreme, einen aramäischen Beinamen tragende Sekte begraben wurde, sind Starkästen der Wut auf den Staat, der vor der Ankunft des Messias ins Leben gerufen wurde, süßliche feuchte Raserei, dort schlenderte ich am Vorabend des Jüngsten Gerichts umher, als man die Hähne über den Köpfen kreisen ließ und die Schatten des Gesetzes im Abendwind ertranken, im von kleinen Wellen gekräuselten Fruchtwasser. Die nicht abreißende Schwangerschaft der Frauen, die hochmütige Hysterie der Männer, bisweilen von leicht modriger Zärtlichkeit abgelöst. Das Jüngste Gericht unterscheidet sich von Purim. Purim bezeichnet die Erlösung vom alten vernichtenden Verderben, das den ganzen Stamm auszumerzen droht, eine Erlösung, die unbegründet auf die Unversiegbarkeit der nationalen Geschichte und die angeblich neue Kräfte sammelnde nationale Seele übertragen wird. In dieser Possenreißerei mit ihren Fuchs- und Lammmasken, den bemalten Kindergesichtern, den Knallfröschen, Bändern und der leicht abwaschbaren Flüssigkeit zum Bespritzen müßiger Passanten ist die Verstellung anschaulich, eine jämmerliche,

vom Kalender diktierte Revanche, der Wunsch, sich, die Ereignisse umdeutend, nach verlorener Keilerei in gute Laune zu versetzen. Mit Anbruch des Jüngsten Gerichts jedoch senkt sich das machtvolle Gewicht des Leids herab, es lähmt die Gebärden der Alltäglichkeit, der Körper, eingehüllt vom Bewusstsein der Nichtigkeit, bittet sich eine barmherzige Eintragung ins Buch der Bilanzen aus. Richtig organisch – ekstatisch und melodisch – wird Purim nur von den Chassidim gefeiert, aber sogar ihrer pechschwarzen, Kaftan tragenden Gattung in schwarzen Hüten und Fuchsmützen ist deutlich der Niedergang anzumerken. Das Jüngste Gericht steht über dem lärmenden Purim.

Wenn ich nicht Jude wäre, würde ich Katholik werden. Das wurde mir in der katholischen Kirche von Jaffa klar, ich begriff, man erlässt dort Sünden, die im Tempel der Rechtgläubigkeit von Jaffa nicht vergeben werden. Versteckt in hohlem porösem Stein wie die melodische Schatulle in der Tiefe einer Truhe, (von außen schwer zu erraten, bevor man nicht das in verblichener Farbe gemalte Kreuz auf der niedrigen Tür sieht und entdeckt, hinter dieser Tür ist Gott), schluchzt die orthodoxe Kirche des Ortes, begleitet vom Knistern der Flammen, laut im süßlichen Gesang sehniger östlicher Greisinnen, aber Sünden vergibt sie nicht, sie vergibt nicht und tröstet niemanden.

Ich trieb ein Foto des Dichters auf, der trotz seines Judentums Katholik wurde. Er sah Jesus – wie ein anderer Dichter den postumen Lenin – zum ersten Mal mit eigenen Augen: als Gestalt auf weißer Wand. Auf die Taufe folgte Askese, die Tage kehrten als eine Reihe von Gebeten, Fasten, Sammlung zu ihm zurück, als Zufluchtsort für Tränen und Reue war eine am Flussufer klebende Benediktinerabtei gewählt worden. Manchmal lockerte er, der Gelübde müde, den Rahmen des Demutslebens, betrog die Kartause mit der Zwischenkriegshauptstadt, die über alles verfügte, nur nicht über Moral, doch dann kehrte er zurück, bis er die Ruhe klösterlicher Abgeschlossenheit nicht mehr für sich wollte. Wahrscheinlich gierte er nach demselben wie der von einem weiteren Dichter beschriebene Ludwig der Heilige, die Seele des Königs kam nur in der Nähe von Mönchen zur Ruhe,